

Flucht ins Wunderbare [Schluss]

Autor(en): **Castell, Alexander**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **9 (1933)**

Heft 36

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-752492>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

FLUCHT INS WUNDERBARE

ROMAN VON
ALEXANDER CASTELL

(Copyright 1982 by August Scherl (G. m. b. H.))

Zehnte Fortsetzung und Schluß

Ich werde morgen um sieben Uhr in Paris sein. Man soll alles Menschennögliche tun! bettelte er. «Alles, was möglich ist!» Er redete weiter. Es sumimte leise im Apparat — dann wieder die Stimme des Fräuleins: «Sprechen Sie noch?»

Er ging durch die Straßen. Alles um ihn schien unwirklich, phantastisch. Die Menschen hatten seit ein paar Minuten ganz andere Gesichter. Als ob er in tolle Spiegel sähe, waren sie verzerrt... Zum erstmal in seinem Leben dachte er, daß er sterben möchte —, daß er es nicht mehr ertragen könnte. Im Hotel packte er seinen Handkoffer, saß dann wieder, das Gesicht in den Händen, lange Zeit. Womit hatte er all dieses Schreckliche verschuldet? Damit, daß er sie liebte? Daß ihr Schicksal so in alle Ewigkeit verkettet schien? Konnte er sich sein Leben anders vorstellen, als daß er für sie da war? Nicht einmal als ihr Mann, ihr Geliebter — nein, als ihr armseligster Knecht, der ihr wie ein geschlagener Hund diente, der glücklich war, ihr zu dienen.

Er saß da, vermochte sich über nichts klar zu werden, fühlte sich eingeschlossen in einer Zelle — und immer wieder kam der Gedanke, daß sie tot sei... Und was dann?

Obzwar es noch eine Stunde zu früh war, fuhr er an den Bahnhof. Er hatte Mühe, einen Platz zu bekommen.

In der Nacht, während er in einem überfüllten Abteil zwischen einer englischen Nurse und einem dicken Herrn saß, wühlte unaufhörlich die Qual der Erwartung in ihm. Er hatte nie so an den Tode gedacht — er war ihm nie so nahe gekommen; er hatte sich so stark gefühlt... Aber jetzt —? Stunde um Stunde ging dahin; er hatte einfach alles hinzunehmen — es ging über seine Kraft... Erst nach Dijon versank er in einen tiefen Schlaf.

Als er gegen acht in der Rue de Sèvres vor dem Necker-Spital stand, war es ganz still in ihm. Es war, als ob sein ganzer Körper auf das Entscheidende, das kommen mußte, horchte.

Da wehte eine Fahne über dem Portal. Dann kam ein Ausblick auf Gärten, eine lange Allee; zur Rechten war ein kleiner Glaspavillon und darin ein jüngerer Mann in einem weißen Kittel. Er wandte sich an ihn.

«Auskunft zweite Tür rechts!» sagte dieser.

Philipp schritt das Gebäude entlang. Da hing eine blaue Tafel: «Renseignements». Er trat ein. Da waren Schalter, wie in einer Bank. Man wies ihn zu einem älteren Herrn. Dieser sagte, das junge Mädchen sei gestern gegen sechs Uhr von einem Polizisten in einem Taxi eingeliefert worden; der diensttuende Arzt hätte sie an die Medizinische Abteilung überwiesen, wo sie abgesondert in Zimmer 12 liege.

«Aber sie lebt?» fragte er und starrte den anderen mit einem leeren Blick an.

«Wenn sie nicht lebte», sagte der Mann, «wäre sie nicht mehr auf Nummer 12.»

«Kann ich sie sehen?» bettelte Philipp.

«Das hängt vom Arzt ab... Verlangen Sie zweiten Hof, Abteilung Lefort!»

Philipp ging mit bebenden Knien nach rechts, unter einem Bogen durch in einen Hof, dann durch ein zweites Portal nach links. Da standen Pavillons um Gärten herum. Ein Wärter wies ihn zu einer Steintreppe, dann in die erste Etage hinauf. In einem langen, geweißten Gang begegnete er zwei Schwestern, die er nach Nummer zwölf fragte.

Vor der Tür stand er still. Er hörte nichts. In einem

merkwürdigen Entsetzen klopfte er. Aber niemand antwortete.

Wieder kam eine Schwester. Er erklärte ihr, daß er der Mann der Kranken auf Nummer 12 sei.

Sie ging hinein. Nach ein paar Minuten kam ein junger Mensch in einem weißen Kittel heraus.

Philipp lehnte sich an die Wand, während er des anderen Erklärung hörte: Schwere Intoxikation — Puls auf fünfzig reduziert — vier bis fünf Inspirationen pro Minute; seit gestern abend Behandlung durch Magen- und Darmentleerung — subkutane Injektionen von Koffein und Kampfer; die Vergiftung leider schon im Blutkreislauf. Es komme jetzt alles auf die Reaktion der Nieren an; denn dann bestehe Hoffnung, sie zum Bewußtsein zu bringen.

«Kann ich sie sehen?» Philipp sah dem Arzt gespannt ins Gesicht. — «Es könnte Ihnen nur eine nervöse Erschütterung geben... Kommen Sie am Abend wieder!» Der junge Mensch nickte und ließ ihn stehen.

Philipp ging hinunter. Darauf schritt er, den Koffer in der Hand, die Rue de Sèvres entlang. Er wußte nicht, wohin. Er wollte im nächstliegenden Hotel sein. Es war ihm, als ob er durch seine Nähe irgendwie helfen könne, als ob Wellen von ihm ausstrahlen und in die Tiefen ihres Gehirns dringen müßten.

Er trat in die Halle des Hotels Lutetia, ließ sein Gepäck in irgendein Zimmer bringen und ging wieder auf die Straße.

Es war ein warmer Morgen. Es war Samstag und der zweitletzte Mai. Er schritt hinunter bis zum Boulevard Saint-Germain. Er war müde und zugleich erregt. Der gestrige Abend war ihm jetzt schon so fern. Welcher Zufall, daß er zu dieser Stunde hatte anrufen müssen! Als ob er ihre Bedrängnis gefühlt hätte! Er war am Vorabend von London in Genf angekommen.

Er schritt nun tapfer aus, als ob er dadurch seine Ratlosigkeit bekämpfen könne. Er ging bis zur Seine und startete über die Mauer auf den Kai hinunter. Man lud da Holz aus. Philipp stieg die Steintreppe hinunter und setzte sich auf einen Stamm. Hinter ihm war die Mauer, und vor sich sah er das in der Sonne blinkende Wasser. Er schaute in dieses Licht und fühlte, wie ihm der Kopf schwer wurde.

Er hatte das Gefühl, geschlafen zu haben, als er auf fuhr. Es stand ein alter Mann vor ihm, der verlumpt aussah und jetzt weiterging. Als er noch einmal zurückblickte, winkte ihm Philipp.

Er kam wieder heran. «Schönes Wetter!»

Philipp sagte freundlich: «Wollen Sie sich nicht setzen?»

«Ich bin gewohnt, zu stehen.» Der andere lehnte sich an die Mauer.

Philipp sah nach der Uhr. Es ging auf halb elf. «Was kann ich für Sie tun?»

Der Alte sah ihn mißtrauisch an. «Wie meinen Sie das?»

«Ich möchte gern etwas für Sie tun...»

«Haben Sie gute Geschäfte gemacht?»

Philipp schüttelte den Kopf. «Wollen Sie mit mir zu Mittag essen?»

«Nein...»

«Warum nicht?»

«In die Lokale, wo Sie hingehen, würde man nicht hineinlassen, und ich esse meist in den Höfen, wo man mir etwas aus der Küche herausreicht.»

Philipp starrte ins Wasser. «Sie wollen also lieber allein essen?»

«Ich habe meine Gewohnheiten; ich habe zu lange wie ein Hund gelebt...»

«Wofür halten Sie mich denn?» fragte Philipp leise.

«Glauben Sie, daß ich glücklicher bin als Sie?»

«O nein!» erwiderte der andere. «Sie sind ein Industrieller oder ein Bankier, der große Sorgen hat...»

«Wie kommen Sie auf diese Idee?»

«Weil Sie so aussehen... Und außerdem ist es doch nicht normal, daß Sie am Vormittag hier auf einem Baumstamm sitzen!»

«Allerdings...»

Der andere schien plötzlich auf etwas aufmerksam zu werden, das nebenan bei dem Lastschiff vor sich ging. Er drehte sich und wandte sich dorthin.

Philipp war enttäuscht. Es hätte ihm jetzt eine große Freude gemacht, diesem Menschen Geld zu geben oder sonst etwas für ihn zu tun; aber er fühlte sich eingeschüchtert. Er ging wieder die Steintreppe hinauf, sprang plötzlich in ein Taxi und fuhr nach dem Hospital Necker. Er konnte nicht schnell genug hinkommen.

Er ging am Glaspavillon vorbei, direkt in den Hof. Aber er wagte es nicht, die Treppe hinaufzugehen. Er ging die Blumenbeete entlang, als ihm ein junger Wärter entgegankam. «Was wünschen Sie?»

Philipp zögerte. «Meine Frau ist oben in einer schweren Intoxikation bewußtlos, und so gehe ich hier wie ein Irrsinniger herum...»

«Ach — das ist der Fall von gestern?» sagte der andere leichthin. «Verlieren Sie den Mut nicht! Wir haben vorletzte Woche eine gehabt, die lag fünf Tage bewußtlos; am Abend des fünften Tages ist sie zu sich gekommen!»

«Ist das möglich?» stammelte Philipp. Eine große Hoffnung lohte in ihm auf.

«Wenn sie vierundzwanzig Stunden überdauert, dann ist das Schlimmste überstanden... Es ist natürlich auch eine Frage, ob das Herz durchhält.»

«Sie sprechen aus Erfahrung?» sagte Philipp bescheiden und bewundernd.

«Wir haben alle paar Tage einen solchen Fall. Die Frauen sind augenblicklich ganz konfus. Die einen hantieren mit dem Revolver; die anderen schlucken Gift... Es ist unerhört!»

Philipp ging wieder hinaus. Es kam ihm merkwürdig vor, daß er nicht schon am frühen Morgen den Gedanken hatte, nach dem Boulevard de Grenelle zu fahren. Vielleicht würde ihm alles, was er dort erfuhr, sehr weh tun; aber er mußte es auf sich nehmen.

Als er in den schmalen Hotelgang trat, stand die dicke Frau unter der Bürotür. Sie erkannte Philipp sofort. «Was für eine Geschichte!» Ihr rundes Gesicht war bekümmert. «Wer hätte an so etwas gedacht?»

Philipp wußte nicht, was er sagen sollte. «Wie ist es mit dem Zimmer?» fragte er.

«Es ist von der Polizei geschlossen worden.» Sie überlegte. «Es ist übrigens bis zum Ersten bezahlt...»

«Das ist doch übermorgen?» Philipp zahlte einen weiteren Monat voraus.

Der Dicken wurde, sobald sie das Geld hatte, leichter. «Und warum, warum? Fragen wir uns alle. Sie hat doch so zurückgezogen gelebt!»

«Wer kann so etwas wissen?»

«Uebrigens hat man den Herrn mit dem schönen Automobil nicht mehr gesehen. So ein junges Ding nimmt das Leben noch ernst. Vielleicht hängt es damit zusammen?»

«Mag sein... Aber das ist ja alles nebensächlich. Wichtig ist einzig, daß sie mit dem Leben davonkommt!»



Flamingo-Paar

Aufnahme Munkacs

«Selbstverständlich — selbstverständlich! Sie können sich nicht denken, welchen Schrecken wir hatten und wie das war, als der Polizist sie heruntergetragen hat! Sie hatte keine Farbe mehr im Gesicht, und die Hände waren ganz schwarz geworden...»

«Sind Journalisten dagewesen?» fragte Philipp beklommen.

«Bis jetzt noch nicht... Es war nichts im Morgenblatt; die Journalisten lesen nur den Rapport auf dem Polizeikommissariat... Mein Mann ist übrigens nach dem Spital gegangen, um sich zu erkundigen. Hoffen wir — hoffen wir!»

Philipp dachte: Wenn der Mann aus dem Spital zurückkommt, wird er wissen, wer ich bin. Er ging zum Kiosk und kaufte sich die Morgenzeitungen. Gleich im ersten Blatt fand er auf der dritten Seite unten die Notiz: «Selbstmordversuch: In einem Hotel des Boulevard de Grenelle ist eine junge Ausländerin, die vor kurzer Zeit aus Zürich angekommen war, gestern abend mit schweren Vergiftungserscheinungen in ihrem Zimmer aufgefunden worden. Es handelt sich aller Wahrscheinlichkeit nach um einen Selbstmordversuch. Sie wurde ins Necker-Spital überführt.» Philipp starrte, während er unter dem Viadukt stand, lange auf das Blatt. Der Polizist hatte wohl nicht gleich ihren Paß gefunden und sich mit den Angaben des Hoteliers begnügt.

Er stieg in ein Taxi und fuhr nach seinem Hotel. Er nahm ein Bad, ließ sich in sein Zimmer Ham and eggs und etwas Obst servieren. Er wollte sich ausruhen, aber er hatte einfach alle Herrschaft über seine Nerven verloren.

Es war unmöglich, sich jetzt schon wieder im Spital zu zeigen. So fuhr er in die Stadt. Er wollte in ein Kino gehen. Die Dunkelheit, die indifferente Musik könnte ihn beruhigen. Bei der Oper ließ er den Wagen halten und ging zu Fuß weiter.

Er kaufte Züricher Zeitungen, ließ sich vom Strom der Passanten tragen. Im nächsten Kino trat er ein. Er sah zuerst ein Ballett — die rhythmischen Bewegungen der Girls wie das Spiel von Marionetten. Er schloß die Augen. Er hatte die Empfindung, daß er jetzt ruhen könnte. Plötzlich wurde er aufgeschreckt. Eine Stimme tönte hohl, wie aus einem Faß. Ein Sprechfilm begann... Philipp suchte den Ausgang.

Er wurde sich jetzt klar, daß er ruhig durchhalten müsse, daß nichts zu vermeiden, daß dem, was kommen mußte, nicht zu entrinnen war. Er wollte aus dem Schrecklichen auch gar keinen Ausweg suchen — er wollte sich

daran gewöhnen. Nur so würde er die Kraft finden, es zu meistern.

Als er um halb sieben wieder vor dem jungen Arzt stand, sagte ihm dieser, die unteren Extremitäten seien noch paralytisch, die Zyanose des Gesichts und der Hände noch nicht gewichen, aber es sei trotz alledem eine schwache Steigerung der Herzstätigkeit zu spüren.

Da sagte Philipp — und er sah dem anderen in die Augen —, daß er sie jetzt sehen möchte.

Als er eintrat, sah er ein kleines Messingbett. Eine Schwester rollte eben einen Tisch weg. Im Bett lag ein winzig kleines und fast bläuliches Gesicht. Er hätte sie nicht erkannt, denn ihr Kopf schien ihm nur die Hälfte einer normalen Größe zu haben. Er stand mitten im Zimmer. Ein Grauen erfaßte ihn. Er mußte sich am Stuhl halten, daß er nicht hinfiel.

Die Schwester fragte: «Wollen Sie sich nicht setzen? Soll ich Ihnen einen Schnaps geben?»

Er schaute nun immer nach diesem kleinen Gesicht, in dem er ganz allmählich Linien entdeckte, das ihm in einer ganz neuen Art vertraut wurde. Er starrte nach diesen tiefliegenden, von schwärzlichen Flächen umrandeten Augen; wenn er lange hinsah, war es ihm manchmal, als ob sie sich öffneten und wieder schlossen... Und dann wollte er aufspringen. War es Entsetzen? War es eine ganz unerhörte qualvolle Halluzination?

Er war jetzt immer da. Man nahm keine Notiz von ihm. Man machte mit der Kranken Atmungsversuche; man steckte ihr lange Nadeln in die Schenkel und entleerte Spritzen; man ging um Philipp herum, als sei er ein Möbelstück... Manchmal ging er in den Garten und sah in die Beete hinein.

Am dritten Tag — es ging auf halb drei Uhr nachmittags — hörte Usi ein Brausen, das leise anhub und immer mächtiger wurde und zuletzt sich in eine große Pacific-Lokomotive verwandelte, die auf dem Geleise daherstürmte. Und Usi lag wehrlos da — sie konnte sich nicht rühren, und das eiserne Ungetüm heulte... Doch zuallerletzt löste sich daraus Philipps Gesicht, das hart vor ihr mit einem Ruck anhielt... Sie erschrock unwillkürlich. Dann sah sie seine Augen, die plötzlich groß wurden...

Philipp war es in diesem Augenblick, als ob er keinen Atem mehr fände — als ob seine Brust ein hohler Raum wäre, darin sein Herz wie eine dröhnende Glocke schlug. Und zugleich stammelte er: «Sie lebt — sie lebt!» Ein Sturm hob in ihm an, der ihn schüttelte; ein grenzenloser Jubel durchstrahlte sein Gehirn. Und doch kam er ihr nur furchtsam näher.

Sie starrte ihn nun groß und fragend an, indes er in

einer unendlich betreuenden Gebärde seine warme Hand auf ihre kühle und leblose legte.

Vor ihm neigte sich ein Herr mit einer dunkel umrandeten Brille über sie und äußerte: «Puls zweiundsiebzig...» Er lächelte dazu, nickte und ging hinaus, als ob er nun weiter kein Interesse mehr an ihr hätte.

*

Sie waren an diesem Morgen von Disentis weggegangen und stiegen nun bergan. Sie wollten nach den Quellen des Rheins.

Sie gingen nicht neben-, sondern hintereinander. Usi um ein paar Schritte voraus und Philipp hinterher, indem er nachdenklich auf die herbstlichen Hänge sah. Er dachte immer nur an eines: Wie es möglich wäre, all ihre unbefriedigte Sehnsucht und eigensinnige Qual zu lösen.

Das alte Kloster von Disentis war längst im Dunst versunken, sie waren an der Abzweigung zum Segnespaß vorbeigekommen, gegen Sedrun, das sich mit seinen braunen Holzhütten auf der Höhe wie ein von Kinderhänden hingestelltes Spielzeug ansah.

Sie hatten schon zwei Stunden hinter sich, und Philipp rechnete noch ebensoviel bis Tschamut, als Usi sich seitwärts an den Hang setzte und sich mit dem Rücken an einen großen Stein lehnte: «Ich bin müde», sagte sie.

«Willst du trinken?» Er kniete vor ihr, füllte einen Becher mit kaltem Tee. Sie schaute ihm zu, wie er eine halbe Zitrone hineinpreßte, wie er das behutsam und erst für sie ausführte, und ihre Augen bekamen plötzlich einen anderen Ausdruck.

Sie trank langsam, hielt dann den Becher in ihrem Schoß. Sie sah auf die andere Seite des Tales auf eine Schneehalde. Darauf bewegten sich schwarze Punkte.

Er hatte sich neben sie gesetzt, sah auch zu den Murrentieren hinüber. Er wollte jetzt irgend etwas sagen, aber es fiel ihm nichts ein. Er wurde darüber fast verlegen, als er etwas Unerwartetes erlebte.

Sie lächelte plötzlich und fuhr ihm wie einem Jungen über das Gesicht. Dann nahm sie seine Hand, die neben ihr im Grase lag, umfaßte sie und stützte sich darauf.

Es war ihm zum erstenmal, als ob jetzt keine Hemmung mehr in ihm sei.

«Ist dir gut?» fragte er schüchtern, als ob er da etwas berührte, das so zart wie eine Blüte war.

«Ja», sagte sie leise und lächelte dazu ganz getrost. Dann lehnte sie sich zurück, schloß die Augen und hielt wie in einem süßen Schlaf in der warmen Sonne still.

— ENDE —